

Pfingsten, das dritte große Fest der Christen, ist ein Sprachfest. Denn die vom Geist erfüllten Verkünder der frohen Botschaft taten das in einer Sprache, die alle verstanden – so die Pfingst-erzählung in der Apostelgeschichte. Wie aber muss religiöse Sprache heute beschaffen sein? Fast eine Quadratur des Kreises: Sie hat etwas Unsagbares sagbar zu halten.

Redaktion: Otto Friedrich

Das Gespräch führte Otto Friedrich

Er ist aktuell einer der bekanntesten deutschsprachigen Lyriker. Und evangelischer Pfarrer. Und Liturgiewissenschaftler. Christian Lehnert hielt im Rahmen der Poetikdozentur an der Katholisch-Theologischen Fakultät Wien vier Vorlesungen über Religion und Poesie. Darüber sprach der ostdeutsche Dichter auch mit der FURCHE.

DIE FURCHE: Beide großen Kirchen verlieren im deutschen Sprachraum massiv an Mitgliedern. Hat das auch mit der Sprache zu tun, die diese Kirchen verwenden?

Christian Lehnert: Wir leben in einer Welt, die einerseits unerhört vielsprachig ist, in der andererseits Sprache immer häufiger gleichgesetzt wird mit Information. Sprache soll etwas klar bezeichnen. Religiöse Sprache ist aber in ihrem Wesen suchend, sie ist offen, sie hat immer noch nicht das, was sie sagt, sondern ist unterwegs zu dem, was sie sagt und bildet eine Beziehung ab. Das macht es zeitgenössischen Menschen nicht ganz einfach, weil die religiöse Sprache einen anderen Umgang verlangt. Sie zielt nicht auf Aussagen, sondern auf eine innere Bewegung – es sei denn, sie ist ideologisch geworden. Religiöse Sprache hat etwas grundsätzlich Befremdendes, Verstörendes. Sie muss sich unterscheiden von der Alltagssprache. Das macht die sogenannte Verkündigung heute so schwer.

DIE FURCHE: Aber wenn Kirche eine Sprache spricht, die die Menschen nicht erreicht, wie kann man dann zu Kommunikation kommen?

Lehnert: Religiöse Sprache wird anders verstanden als eine alltägliche Kommunikation, als eine Tatsachenrede. Die kirchliche Sprache nähert sich dem Geheimnis Gottes – wenn sie denn nicht etwas anderes, etwa Öffentlichkeitsanteile oder Mitgliedererwerb, im Auge hat. Sie tut das in suchenden Bewegungen, in Erzählungen, in Bildern. Es ist ein Hineinsprechen in das Ungesagte, für das die Worte noch fehlen, und setzt dabei eine starke Beziehung voraus: Weil etwas ist, wovon ich nicht sprechen und nicht schweigen kann, entsteht überhaupt religiöse Energie in der Sprache. Das Problem der heutigen Kirchen ist, dass sie quasi ideologisch von ihrem Gegenstand in einem Tatsachenmodus sprechen. Dann wird Gott der Garant für gesellschaftliche Werte oder eine Chiffre fürs Weltganze oder eine Quelle von seelischer Gesundheit. Religiöse Sprache wird lebendig, wo die Zuhörer merken: Dem Predigenden oder Betenden geht es um etwas radikal Verstörendes, er sucht nach Worten, er dringt ein in einen Erfahrungsraum. Und dies schafft religiöse Sprache nur in ihrer Verwandtschaft mit poetischer Sprache, die ja auch eine Grenzgängerin ist.

„Diese Sprache ringt dann um Worte, sie holpert, stammelt. Sie klingt anders als eine geschliffene dogmatische Rede.“

Otto Friedrich schrieb am 17.7.2017 über Christian Lehnerts Liturgie-Essay „Der Gott in einer Nuß“, nachzulesen unter „Ein Zeitgenosse redet von Gott“ auf furche.at.



Für Christian Lehnert, lutherischer Pfarrer und Dichter, sind religiöse und poetische Sprache miteinander verwandt. Beide müssen sich dort bewähren, wo Menschen die Worte fehlen.

„Hineinsprechen in das Ungesagte“

DIE FURCHE: Mangelt es auch daran, dass nur wenige glaubhaft Zeugnis von diesem Erfahrungsraum geben können?

Lehnert: Woran es mangelt, ist ein Gespür oder die Ehrlichkeit, dass es im Christentum um etwas geht, das die Existenz verwandelt. Der Glaube wirft mehr Fragen auf, als er beantwortet. Das muss sich in der Sprache abbilden. Diese Sprache ringt dann um Worte, ist nicht mehr eloquent, sie holpert, stammelt. Sie klingt anders als eine geschliffene dogmatische Rede. Vielleicht nimmt sie Zuflucht zu Worten, die sich über Jahrhunderte bewährt.

DIE FURCHE: Ist die Tatsachenrede, von der Sie sprechen, ein Zug der Zeit?

Lehnert: Ja, weil wir zunehmend in einem Wirklichkeitsverständnis leben, das vom Begriff der Information geprägt ist. Dabei wird Sprache verwandelt zu einer reinen Codierung und Decodierung. Es geht dabei das Gefühl verloren, dass Sprache ein lebendiger Organismus ist, der eine Welt eröffnen kann, ja, dass sie Welt hervorbringt, dass der Mensch in der Sprache wie in der Wirklichkeit lebt.

DIE FURCHE: In den Geräten, mit denen die Menschen heute miteinander kommunizieren, findet aber auch eine Verdichtung von Sprache statt. Wenn Jugendliche ihre Tageserlebnisse in zwei, drei Worten ausdrücken, ist das doch so eine Verdichtung. Ein Dichter verdichtet in seinen Gedichten auch ...

Lehnert: Das sind zwei ganz verschiedene Sprachformen, weil die Verdichtung des Gedichtes durch eine lange Bearbeitung und eine komplexe Entstehung geprägt ist. Die verdichtete Kommunikation auf den

Geräten bezieht sich ja in aller Regel auf konventionelle Sprachmuster. Sie bewegt sich auf vorgezeichneten Routen und sagt dabei immer auch: Wir gehören zusammen, wir teilen dieselben Sprachformen. Wir bewegen uns auf denselben Schienen.

DIE FURCHE: Und religiöse Sprache tut sich leichter, wenn sie sich auf die Verdichtung wie in einem Gedicht einlässt?

Lehnert: Ich meine, dass religiöse und poetische Sprache Verwandte sind. Verdichtung ist damit noch gar nicht gemeint; aber eine grundlegende Offenheit. Ich meine eine Sprache, die nicht bereits eine Aussage zugrunde liegt, die nicht etwas wirksam anbringen will. Es ist eine Sprache der Poesis, des Schöpferischen. Sie zeigt sich in dem beunruhigenden Phänomen, dass Gedichte oder Erzählungen eine Wirklichkeit erzeugen, die es vorher nicht gab. Das meine ich mit „poetisch“, und genau das macht auch religiöse Sprache, sie zeigt etwas, wovon man eigentlich nicht sprechen kann.

DIE FURCHE: Wie kann man diese Sprache in eine Beziehung zu dem bringen, wie Menschen heute kommunizieren?

Lehnert: In der Differenz. Wir sprechen in der Kirche und in der Religion anders als im Alltag. Das liegt in der Natur der Sache. Diese Differenz zu nivellieren, ist ein großer Fehler.

DIE FURCHE: Das heißt, religiöse Sprache mutet dem Menschen auch etwas zu?

Lehnert: Sie mutet dem Menschen nichts Geringeres zu als das verstörende, zutiefst verunsichernde Geheimnis, das mit der Chiffre „Gott“ angedeutet ist. Die erste Reaktion darauf in der Bibel, wie in allen religiösen Schriftzeugnissen, ist die Gottesfurcht. Da gibt es keine niedrigen Schwellen oder Alltagskommunikation. Ich meine nicht, dass man kompliziert, verworren und unzugänglich sprechen soll. Man kann von letzten Dingen ganz einfach sprechen – aber in einer Einfachheit, die bestürzend ist. Jesus führt das in seinen Gleichnissen in einem guten Sinn vor.

DIE FURCHE: Aber vieles, was Menschen umtreibt, ist nicht in Worte zu fassen – auch was ringsherum geschieht. Etwa, was beispielsweise in der Ukraine vor sich geht ...

Lehnert: Das genau meine ich: Wo ich etwas nicht in Worte fassen kann, aber auch nicht ungerührt daran vorbeigehen kann, verändert sich meine Sprache. Sie führen die bestürzenden Nachrichten aus der Ukraine an: Es fehlen die Worte. Das genau verändert meinen Ort in der Welt, und es helfen keine einfachen Deutungen, keine propagandistischen Muster wirklich weiter, wenn ich durch das Leid angefragt bin. Ich treibe dann in einem Strudel; und jeder, der in einer Strömung treibt, ist ein schlechter Zeuge für die Strömung. Ich kann keine bequeme Außenposition einnehmen, sondern bin in meiner Existenz gefragt.

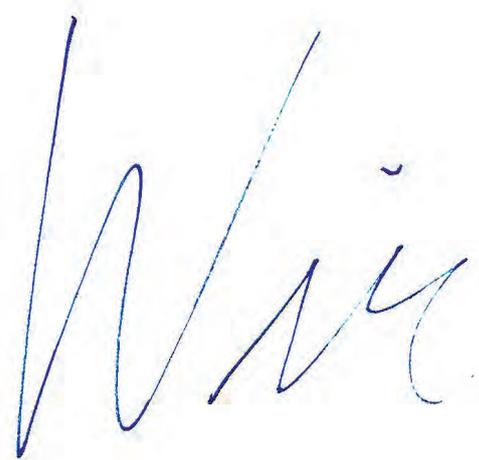
DIE FURCHE: Aber auch in biblischen Sprachmustern – etwa in den Psalmen – findet man Bestürzung, Gottesferne. Eine Bestürzung, die vielleicht auch in einem Strudel drinnen ist.

Lehnert: Religiöse Sprache muss sogar in diesem Strudel sein – anders geht es sie gar nicht.

DIE FURCHE: Aber sie kann doch der Bestürzung eine Stimme verleihen – wie der Schrei des Psalmisten: „Aus der Tiefe rufe ich zu dir, Herr, höre meine Stimme!“ Wenn ich sehen muss, wie ein Kinderheim in Mariupol bombardiert wird, dann finde ich mich doch in solch einer Bestürzung!

Lehnert: Die Bestürzung angesichts eines bombardierten Kinderheims in Mariupol ist die Bestürzung über ein konkretes Leid und Elend und führt direkt auf die Frage, was ich tun kann. Die Bestürzung des Psalmisten – „Aus der Tiefe, Herr, schreie ich zu dir“ – entsteht aus der unmittelbaren Frage, wie Gott denkbar sein kann angesichts solchen Leids. Darauf gibt es keine distanzierte Antwort – wie es angesichts des konkreten Leids keine distanzierten Antworten gibt.

DIE FURCHE: Wenn Sie daran gehen, einen Text zu schreiben: Was treibt Sie da?





Lehnert: Literarische Texte entstehen vor allem aus Schreckmomenten, Verunsicherungen. Mir begegnet „etwas“ – innen oder außen, in der Natur, in der Gesellschaft – wofür ich keinen Ausdruck habe. Dann beginne ich nach Worten zu suchen. Am Anfang steht kein Aussagewille, sondern das Vermissen eines Ausdrucks, ein Fehlen, ein Unterdruck, ein Sog.

DIE FURCHE: Und inwieweit ist bei Ihrem Schreiben Religion präsent?

Lehnert: Für mich sind im Schreiben Gedicht und Gebet verwandte Phänomene. Beide entstehen dort, wo mir die Worte fehlen. Ich wende mich im Gebet Gott zu, für den mir jeglicher Ausdruck fehlt. Ich bewege mich in das Unaussprechliche hinein und entkomme nie dem Paradox, das sich darin verbirgt: Denn alles, was ich sage, zeigt so viel, wie es verbirgt. Als Dichter rechne ich damit, dass ich von jedem Detail der Wirklichkeit irgendwie angesprochen bin. Ich antworte. So hat das Schreiben von Gedichten für mich eine spirituelle Dimension.

DIE FURCHE: Und Gott muss nicht explizit angesprochen werden.

Lehnert: Nein. In der Literatur ist das eher ein Problem, weil das Wort Gott einen unglaublich großen Rucksack von Bedeutungen mit sich trägt, und weil das Wort Gott für die Leser immer zugleich etwas zutiefst Ambivalentes, Polarisierendes, Innerliches bedeutet. Man kann sich zu dieser Vokabel nicht neutral verhalten. Das Wort Gott ist meist ein Problem in einem Text.

DIE FURCHE: In Ihrem Buch „Der Gott in einer Nuß“ verwenden Sie einmal als Ausdruck für Gott: „Es lauscht und wartet.“ Das ist etwas sehr Unbestimmtes und doch Tiefes.

Lehnert: Genau. Die deutsche Sprache hat ja an vielen Stellen solche merkwürdigen Offenheiten, die oft sprechender sind als die Vokabel „Gott“. Wir sagen zum Beispiel: „Es gibt etwas ...“ Wer oder was gibt da etwas? Wir sagen auch, dass „sich etwas zeigt“: Woher kommt dabei die Aktivität?

DIE FURCHE: Kann man auf diese Weise versuchen, so etwas wie Religion wieder unter die Menschen zu bringen?

Lehnert: Ich möchte auf diese Weise niemanden missionieren. Aber was Gedichte natürlich tun, ist, etwas von dem grundlegend Befremdlichen, Geheimnisvollen unserer Wirklichkeit aufzuzeigen. Sie stellen Fragen.

DIE FURCHE: In Mitteleuropa scheint es dennoch so zu sein, dass immer weniger Menschen mit Religion etwas am Hut haben.

Lehnert: Ich bin mir unsicher, ob die Diagnose vom Verschwinden der Religiosität stimmt. Ich glaube eher, es sind die Modi, die sich verändern. Religion wird erfasst von Subjektivität und Individualisierung. Heutige Menschen erleben sich als Wesen

mit einer unendlichen Tiefe und wollen diese nach außen bringen, wollen sich unverwechselbar zeigen. Religion wird als etwas höchst Subjektives, Individuelles empfunden. Sie wird dauernd befragt: Überzeugt mich das? Glaube ich das? Ist das mit meinen Empfindungen deckungsgleich? Das ist natürlich der Tod im Topf für eine Religiosität, die sich primär in einer Institution wie einer Kirche manifestiert, das ist aber nicht das Ende der Religion.

„Literarische Texte entstehen vor allem aus Schreckmomenten, Verunsicherungen. Mir begegnet ‚etwas‘ – innen oder außen – wofür ich keinen Ausdruck habe.“

DIE FURCHE: Es gibt also eine Diskrepanz zwischen dem, was traditionell unter „Religion“ verstanden wird, und dem, was tatsächlich gelebt wird.

Lehnert: Das Problem der Subjektivierung und Individualisierung von Religion lässt sich nicht beheben. Die Kirchen tun gut daran, darauf eine möglichst vorsichtige Antwort zu geben und sich nicht von Sprachformen zu verabschieden, die über Jahrtausende gewachsen sind. Diese Sprachformen sind ja wie große Gedichte. Der Autor dieser Gedichte ist ein sich über Jahrhunderte erstreckendes Kollektiv, das in vielen Lebenssituationen mit diesen Texten umgegangen ist und daran gefeilt hat. Ich glaube, dass man diese Sprachformen nicht ungestraft beiseitelassen und heutigen Diktionen anpassen kann.

DIE FURCHE: Es gibt da ja uralte Formeln – etwa im Großen Glaubensbekenntnis, wo es heißt: „Gott vom Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott.“ Das wird in den Kirchen heute noch gebetet, ich kann es 2022 genauso sagen wie 350, als es formuliert wurde.

Lehnert: Solche Worte werden von zeitgenössischen Menschen nicht in einem paraphrasierenden Sinn verstanden, wenn sie überhaupt verstanden werden. Aber sie haben in dieser Unverständlichkeit eine enorme Überzeugungskraft, weil sie ein Geheimnis berühren. Diese Worte sagen: Hier geht es um mehr, als Wörter beinhalten. Bereits die Lichtmetapher wird gebrochen und geöffnet: Gott ist Licht. Christus ist Licht vom Licht. Sie sind nicht in einem wörtlichen Sinn Licht, sind es aber doch. Sie werden sinnlich, und sie verschwinden in der Sinnlichkeit, wie eine gleißende Helligkeit. Das ist doch genial! Das wirft man doch nicht weg! Es ist ein pures Missverständnis, wenn ich versuchen wollte, das Glaubensbekenntnis in zeitgenössische



Christian Lehnert ist auch wissenschaftl. Geschäftsführer des Liturgiewissenschaftl. Instituts an der Uni Leipzig.

SCHRIFTSCHREIBUNG

ZUM BILD

Auch bildende Künstler setzen sich mit der Unaussprechlichkeit Gottes auseinander. Der Schriftzug des in Graz wirkenden Markus Wilfling (2011) paraphrasiert den Gottesnamen aus dem Buch Exodus „Ich bin der ICH bin da“ (Ex 3,13); der verwendete Plural weitet den Blick – auch auf die Trinität hin. Der Schriftzug findet sich in der Grazer Leechkirche sowie im – virtuellen – KULTUM Museum www.kultum/museum (vgl. auch S. 24) (ofri)

gabe: Sie schreibt sich frei. Sie befreit. Leider wird Kritik oft selbst wieder machtförmig, das ist ihre Ambivalenz. Schnell kippt die Kritik in eine neue Norm, die sich gegen Andersdenkende wendet. Die Gendersprache zum Beispiel hat ein berechtigtes Anliegen und zugleich kippt sie in ihr Gegenteil: Sie wird selbst machtförmig. Sie sexualisiert zudem geradezu die Sprache. Ohnehin ist der zeitgenössische Mensch ja fortwährend damit beschäftigt, Sprechakten zu misstrauen: Wer will da etwas von mir? Was ist der Zweck der Sätze? Was wollen sie verbergen? Sprache wird immer mehr zur Waffe. Das ist in diesem Ausmaß etwas Neues in der gesellschaftlichen Kommunikation. Es behindert, was einmal als freie Öffentlichkeit und verbindender Diskurs beschrieben wurde.

DIE FURCHE: Können Sie unter dieser Prämisse überhaupt noch Dichter sein?

Lehnert: Das Gedicht ist ein ganz kleines Segment von Sprache. Ein Segment zweckfreien Sprechens, wo eine reine Erkundung geschieht, eine reine Möglichkeitsform. Und der Leser betritt das Gebilde und wird, darin lesend, selbst kreativ.

„Die Gendersprache hat ein berechtigtes Anliegen und zugleich kippt sie in ihr Gegenteil: Sie wird selbst machtförmig. Sie sexualisiert zudem geradezu die Sprache.“

Sprache zu bringen, um damit abzubilden, was Menschen heute glauben. Das Ergebnis in unserer individualisierten Zeit wäre, dass ein Drittel der Leute dann sagt: Ja, das ist meine Formulierung; ein Drittel sagt: Da würde ich dieses oder jenes gern ändern; ein weiteres Drittel sagt: Was ist das für ein Quatsch! Damit wird der Sprechakt des Glaubensbekenntnisses verfehlt, der eben nicht in einen subjektiven Ausdruck führen will.

DIE FURCHE: Sprache wird heute aber auch „politisch“ definiert. Es muss die weibliche Form verwendet werden. Bestimmte Ausdrücke sind wegen rassistischer Konnotationen verpönt...

Lehnert: Sprache ist immer auch ein Abbild von Machtstrukturen, von Herrschaftsformen, sie schließt uns auch ein in ihre Möglichkeiten. Sprache wird fortwährend instrumentalisiert, und darum hat Literatur immer auch eine kritische Auf-

NEUES LEHNERT-BUCH

Der achte Gedichtband

Wer ins lyrische Schaffen Christian Lehnerts eintauchen will, wird in „opus 8. Im Flechtwerk“ fündig. Formal strenge – siebenmal acht Gedichtpaare, als „Fuge“ angelegt: Mit Reimen wie mit Wortklängen erkundet der Autor die Natur. Auch wenn er Gott in den Gedichten nicht thematisiert (wohl in Zitaten): Wenn Lehnert die poetische Schilderung eines Winterteichs mit Jochen Kleppers Adventsliedtitel „Die Nacht ist vorgedungen“ überschreibt, ist einmal mehr klar, dass auch hier religiöse Sprache mit verwoben ist. (ofri)



opus 8
Im Flechtwerk
von Christian
Lehnert
Suhrkamp 2022
116 S., geb.,
€ 22,70